



Wir kommentieren

den Fall «Davis»: Schwerer Schlag für den englischen Katholizismus – Text seiner Presseerklärung – Wer ist Charles Davis? – Seine Vorwürfe kamen nicht über Nacht – Reaktion der Katholiken – Ein Einzelfall? – Seine Einwände gegen die institutionelle Kirche wären vor zehn Jahren einleuchtender gewesen – Nicht nur die Katholiken sind herausgefordert – Die Kirche, ein Hindernis für das Christentum? – Antwort eines Anglikaners: «Echte christliche Präsenz innerhalb der institutionellen Kirche.»

einen Zugang zur Heiligen Schrift: Bobrowski «Der Wanderer» – Ein Bild für unser Selbst- und Weltverständnis – Landschaft gesehen, bejaht, geliebt – Ist die Welt an ihr Ende gekommen oder der, der sie sieht? – Das Leben, ein zu wandemder Weg – Offenes Tor, der Rufer,

der Tisch: eschatologische Bilder? – Entsprechungen im Neuen Testament.

Missionsprobleme

Die Symbolwirklichkeit in der Glaubensverkündigung: Südostasien: Treffpunkt aller großen Religionen der Menschheit – Entfaltung und Verfall der Religion – Versagen der Mittler – Kodifizierter Konfuzianismus erstickt das Schöpferische – Heiligmäßige Mönche im Buddhismus – Aussagekraft der Buddhastatuen – Erscheinungsform des Christentums – Zeichen der Liebe – Vorwürfe der Vietnamesen: Barbarei und Kolonialismus – Ritenstreit – Geringschätzung der völkischen Werte – Intoleranz – Symbolfeindlichkeit, eine Folge rationalistischer Philosophie – Bis heute keine christlich-asiatische Theologie – Die Zukunft der Glaubensverkündigung – Achtung vor der religiösen Freiheit des Einzelnen – Offenheit für alle Kul-

turen und Rassen – Hilfe zu voller Menschlichkeit – Mutiges Ringen um neue Ausdrucksformen.

Literatur

Lob der Trivialität (2): Unterhaltungsliteratur im 20. Jahrhundert – Neue Faktoren – Heutige Lage verwirrend – Statistische Hinweise – Comic-Strips – Funktion der Trivialliteratur – Happy End – Erhebung und Erbauung – Erahnte Universalität der Selbstentfaltung – Religionsersatz – Der Graben zwischen Dichtung und Massensliteratur – Künstlerische Gestaltung snobistisch distanziert – Mehr Sprachkultur in der Gebrauchsliteratur – Versuche, den Graben zu überbrücken.

Bücher

Christliches Leben: Ehe und Familie.

KOMMENTARE

Zum Kirchenaustritt des englischen Theologen Charles Davis

Nachdem auch hierzulande, allerdings nur in neutralen Zeitungen, der Kirchenaustritt von Prof. Charles Davis gemeldet und dabei die schärfere Darstellung im «Observer» zugrunde gelegt wurde, halten wir es für angebracht, unseren Lesern eine objektive Information und Dokumentation in dieser Sache zu bieten. Sie stammt von einem Hörer des bisherigen Professors von Heythrop und umfaßt sowohl dessen erste Erklärung wie eine Reihe von Echos in der Presse. Was daran besonders auffallen dürfte, ist die Offenheit und der vornehme Ton, mit dem die englischen Katholiken in ihrer eigenen Presse über den erlittenen schweren Schlag schreiben. Kardinal Heenan selber, Davis' Freund und Vorgesetzter, erklärte, «daß er bete, Gott möge ihn bei allen seinen Unternehmungen führen».

Die Redaktion

Am 20. Dezember 1966, dem letzten Vorlesungstag des Jahres im Heythrop College, einem im Aufbau befindlichen päpstlichen Athenäum, rief der Rektor die Professoren und Studenten zusammen und teilte ihnen mit, Charles Davis, Dogmatikprofessor am Heythrop College, habe die Kirche verlassen und werde heiraten. Er gab ihnen den Text der Presseerklärung bekannt, die Charles Davis am gleichen Tag in London an einer Pressekonferenz und vor dem Fernsehen erläuterte:

«Ich bleibe ein Christ, aber ich bin zur Einsicht gekommen, daß die Kirche in ihrer gegenwärtigen Existenz und Wirk-

samkeit im Leben der engagierten Christen, die ich kenne und schätze, ein Hindernis ist. Die Kirche ist nicht die Quelle der Werte, die sie hegen und fördern. Im Gegenteil, sie leben in einer beständigen Spannung und Opposition zu ihr. Viele können nur deshalb römisch-katholisch bleiben, weil sie ihr christliches Leben am Rande der institutionellen Kirche leben und sie weitgehend ignorieren. Ich respektiere diese Haltung. In der heute so verworrenen Zeit gibt es eben verschiedene Möglichkeiten christlicher Lebensgestaltung. Aber eine solche Lösung war mir nicht offen; in meiner Stellung war ich zu sehr engagiert. Ich hatte mich ohne Umschweife zu fragen, ob ich noch an die römisch-katholische Kirche glaube. Und ich kam zur Überzeugung, daß dies nicht der Fall war.

Für mich ist christliches Engagement untrennbar verbunden mit der Sorge um die Wahrheit und um die Menschen. Keines von beiden finde ich jedoch in der offiziellen Kirche verwirklicht. Sie kümmert sich um ihre Autorität auf Kosten der Wahrheit, und ich werde immer wieder durch Vorkommnisse betrübt, bei denen Menschen durch die Maschinerie eines unpersönlichen und unfreien Systems Schaden zugefügt wird. Ferner glaube ich nicht, daß der Anspruch, den die Kirche als Institution erhebt, auf irgendwelchen adäquaten biblischen und historischen Grundlagen beruht. Die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt erscheint mir als eine pseudo-politische Struktur aus der Vergangenheit. Sie ist jetzt am Zerbrechen, und eine neue Form christlicher Präsenz in der Welt ist im Entstehen begriffen.

Ich habe die Absicht, zu heiraten. Aber dies ist nicht der Grund, warum ich die Kirche verlasse. Um mich zu verheiraten, hätte es genügt, das Priestertum aufzugeben; aus den bereits genannten Gründen lehne ich die Kirche ab. Ich heirate, um mein Leben neu aufzubauen auf einer Liebe, die ich als wahr und wirklich anerkennen kann, nach einem Leben in der Kirche, geprägt von so vielem, das für echte, menschliche Entfaltung bestenfalls irrelevant und schlimmstenfalls ein Hindernis ist.»

Am folgenden Tag erschien die Neuigkeit in den Schlagzeilen auf den Titelseiten der großen englischen Zeitungen: «Guardian»: «Theologe verläßt die römisch-katholische Kirche», «Daily Telegraph»: «Priester verläßt die Kirche und heiratet», «Times»: «Professor verläßt die Kirche, Angriff auf das römische System» usw. Die meisten Zeitungen beschränkten sich darauf, auszugsweise die Presseerklärung wiederzugeben, ergänzt durch Lebensdaten und Fotos von ihm und seiner Verlobten *Florence Henderson*, einer katholischen Theologiestudentin aus den USA. Der «Guardian» brachte zusätzlich im Innern der Zeitung einen Kommentar von *G. Moorhouse* mit der Überschrift «The road from Rome». Er schrieb, man dürfe die Angelegenheit nicht mit der Bemerkung abtun: wieder ein Priester mehr, der heiratet; dieser Schlag sei für den Katholizismus so schwer wie vor hundert Jahren die Konversion Newmans für die Anglikaner; und er schloß mit der Frage: «Wie soll es nun mit der Kirche weitergehen?»

Wer ist dieser Mann, dessen Bruch mit der Kirche einen solchen Kommentar hervorrufen konnte und noch Wochen nachher die Gemüter beschäftigt?

Charles Davis, 1923 in Bristol geboren, begann 1940 seine theologischen Studien im St. Edmund's College in Ware, dem Priesterseminar der Erzdiözese Westminster. Nach der Priesterweihe 1946 setzte er seine theologischen Studien an der Gregoriana in Rom fort und kehrte 1949 nach St. Edmund's zurück, um zunächst Fundamentaltheologie, später Dogmatik zu dozieren. 1960 wurde er Chefredaktor der «Clergy Review», die unter ihm dank ihrer Offenheit für die heutigen Probleme einen beachtlichen Aufschwung nahm. 1965 wurde er von St. Edmund's nach Heythrop berufen, der erste Nicht-Jesuit, der hier einen festen Lehrauftrag erhielt, im Zuge des Ausbaus des Heythrop College von einem Studienhaus der englischen Jesuiten zu einem Ausbildungszentrum, das auch Angehörigen anderer Orden, Weltgeistlichen und Laien offensteht und das nach dem Willen Kardinal *Heenan*, seines Kanzlers, intellektueller Mittelpunkt der englischen Katholiken werden soll.

Charles Davis war ohne Zweifel einer der bekanntesten katholischen Theologen Englands: Konzilstheologe, einziges englisches Mitglied des Redaktionskomitees von «Concilium», Mitglied der im November 1966 gebildeten anglikanisch-katholischen Arbeitsgruppe. Größere Beachtung als auf dem Kontinent fand er in den Vereinigten Staaten: neben Leuten wie Rahner, de Lubac, Metz, Daniélou, Schillebeeckx und Congar wurde er für einen im April 1966 in Chicago durchgeführten Theologenkongreß als Referent verpflichtet. Das amerikanische «Time Magazine» hat es nicht versäumt, in seiner Ausgabe vom 30. Dezember 1966 einen kurzen Bericht samt Photos zu bringen.

Es ist nicht verwunderlich, daß sich die Diskussion am herausfordernden Kommentar von *G. Moorhouse* entzündete und sich so zunächst in Leserbriefen an den «Guardian» niederschlug. Der katholische Soziologe *A. Spencer*, der noch in der letzten von Davis redigierten Nummer der «Clergy Review» den Mangel an Kommunikation und echter, freier Meinungsbildung in der katholischen Kirche beklagt hatte, schrieb: «Diejenigen, welche im Kampf verbleiben, erfahren durch seinen Verlust eine beklagenswerte Schwächung. Aber der Verlust eines glänzenden Theologen bedeutet nicht notwendig, daß die gegenwärtige Erneuerung zum Stillstand kommt, noch bedeutet er, daß die Kirche am Zerbrechen ist.» So sehr es berechtigt war, die Übertreibungen des Kommentars im «Guardian» auf ein rechtes Maß zurückzuführen, so gewiß ist es übers Ziel hinausgeschossen, wenn nun auf einmal gesagt wird – wie es in einer andern Umschrift geschehen ist –, Charles Davis sei im Grunde kein bedeutender, sondern ein sehr leichtgewichtiger Theologe gewesen. Man merkt die Absicht und wird verstimmt.

Die Reaktion vieler Katholiken könnte man charakterisieren als wohlwollend-mitleidiges Nicht-begreifen-können: sie konnten seinen Schritt überhaupt nicht verstehen, beugten sich aber vor seiner Gewissensentscheidung und hüteten sich, ihn zu verurteilen. Jedoch nahmen ihm viele die Publizität übel, mit der er seinen Bruch mit der Kirche umgeben hat; sie übersahen dabei aber, daß in seinem Fall Publizität unvermeidlich und daß es deshalb auch für die Kirche sicher besser war, daß die Nachricht sich nicht nur auf der Ebene der Gerüchte und Mutmaßungen verbreitete.

Einige Kommentatoren sahen keinen Zusammenhang zwischen den von ihm genannten Gründen und seinem bisherigen Denken und Lehren. Ein Blick in seine Beiträge zum Beispiel in der «Clergy Review» oder in sein neuestes Buch «God's Grace in History» zeigt jedoch, daß seine Vorwürfe nicht über Nacht gekommen sind, sondern ihn schon länger beschäftigt haben.

In diesem Taschenbuch, gerade noch vor Jahresschluß herausgekommen, mit Imprimatur vom August, kann man etwa lesen: «Wenn die Frage nach der Rolle der Kirche in der modernen säkularen Gesellschaft aufgeworfen wird, besteht die unmittelbare und verständliche Reaktion in der Feststellung, wie schlecht die gegenwärtigen Strukturen der Kirche für ihre heutigen Aufgaben geeignet sind. So ist es nicht verwunderlich, daß eine Flut von Büchern über die Reform kirchlicher Institutionen erschienen sind. Ich selber bin überzeugt, daß in diesem Bereich radikales Denken nötig ist» (S. 63). «Selbst für Christen wird die Kirche in ihrem gewöhnlichen Arbeits- und Gesellschaftsleben eine Randerscheinung, und das christliche Zeugnis wird durch mangelnden Kontakt mit den wirklichen Problemen der modernen Gesellschaft beeinträchtigt» (S. 65). Von einem Reporter gefragt, ob er nach seinem Bruch mit der Kirche noch zu den Aussagen dieses Buches stehe, antwortete er zustimmend, fügte jedoch hinzu, damals habe er die Kirche der Zukunft noch als Fortsetzung der jetzigen institutionellen Kirche gesehen, diesen Glauben habe er aber nun verloren.

Ein Einzelfall?

Es dürfte klar sein, daß ein Entschluß wie der von Charles Davis sehr tiefe und komplexe Wurzeln und Gründe hat, die nicht, auch nicht von ihm selbst, adäquat in Worte gefaßt werden können. Er selber hat im «Observer» (1. Januar 1967) in einer ausführlichen Darlegung seiner Gründe unter anderem geschrieben, daß die Eigenart und Stärke seiner Reaktion gegen die institutionelle Kirche weitgehend von seiner persönlichen Eigenart und seinem persönlichen Lebensweg geprägt sind. Es kann sich aber hier nicht darum handeln, darüber zu spekulieren, was sich im Innern dieses Menschen, wohl schon seit Jahren, abgespielt hat; es soll auch nicht die objektive Richtigkeit seiner Vorwürfe nachgeprüft werden, sondern wir wollen versuchen, die Fragen zu sehen, die uns der «Fall Davis» stellt, denn wir glauben, daß da viele Probleme offen ausgesprochen werden, die auch andere Menschen beschäftigen, vielleicht anderswo noch mehr als in England.

R. Haughton, katholische Schriftstellerin, sandte an den «Guardian» folgende Leserschrift, die hier als Stimme für manche Davis nahestehende katholische Intellektuelle zitiert werden soll: «Die Nachricht ist ein harter Schlag für die ganze Kirche. Jene unter uns, die ihn kennen, wissen um den qualvollen Kampf, der dieser Entscheidung vorangegangen sein muß; wir wissen auch um die Wahrheit der Anklagen, die er gegen die institutionelle Kirche vorbringt. Wir teilen die Scham, die er gefühlt haben muß ob all der Dinge, die im Namen Christi getan und gesagt werden. Er hat unser tiefstes Verständnis und unsere Sympathie, und wir hoffen, daß er uns sogar von außen weiterhin helfen wird. Aber obwohl wir sehen, was er sieht, und Tag für Tag damit leben und darunter leiden, können wir nicht tun, wie er getan hat. Die Kirche ist immer noch die Kirche, und in dieser Zeit des Zusammenbruchs müssen wir durchhalten und wirken und beten, damit aus den Trümmern etwas erstehe.»

Cornelius Ernst OP (im «Tablet» vom 6. Januar 1967) anerkennt, bei aller Kritik und Korrektur, die er sonst anbringt, die Berechtigung der Grundanliegen von Davis. «Das Argument (gegen die Unmenschlichkeit der kirchlichen Autorität) wäre vor zehn Jahren um einiges einleuchtender gewesen. Aber es soll hier ganz ohne Einschränkung gesagt sein, daß die

Schaffung neuer Autoritätsstrukturen in der Kirche die grundlegendste Aufgabe ist, die ihr als Institution heute gestellt ist ... Die theologische Grundlage für das Autoritätsverständnis in der Kirche ist in den Dokumenten des Zweiten Vatikanums wiederholt ausgesprochen: Kirchliche Autorität ist Dienst, diakonia. Aber die konkrete Interpretation selber, die nicht nur eine Sache von Strukturen ist, sondern von Strukturen, die von Menschen gelebt werden, muß in den kommenden Jahren erst noch mühsam ausgearbeitet werden; der Gebrauch des Titels *servus servorum Dei* für den Papst geht auf Gregor den Großen zurück, aber seine sichtbare Verkörperung ist seither nicht in vielen Päpsten sehr überzeugend gewesen.»

Oder vergleichen wir, wie sich *John M. Todd* am Ende des Konzils darüber beklagt hat, daß man in England so wenig vom Konzil und seinem Geist spüre. «Versäumen wir es, die Strukturen zu ändern ... dann kann es so kommen, daß das Konzil einfach stirbt, daß die Kirche in England mehr denn je der Agonie verfällt» («Orientierung» 30. Jg. 1966, Nr. 6, S. 68).

Auch Anglikaner fühlen sich betroffen

Manche Nicht-Katholiken haben gespürt, daß der «Fall Davis» auch sie angeht, und zwar nicht im Sinne einer oberflächlichen, unökumenischen Genugtuung über einen Schlag für die katholische Kirche, sondern weil Charles Davis durch seine Tat behauptet, daß die Kirche Christi mit keiner der bestehenden Kirchen zusammenfalle und so jede der bestehenden Kirchen für irrelevant erkläre und in Frage stelle. Er steht so im Zusammenhang mit der geistigen Strömung, die oft mit dem Stichwort «religionsloses Christentum» gekennzeichnet wird und die, im Anschluß an die Namen *Bonhoeffer* und *Robinson*, neue Formen christlicher Präsenz in der Welt sucht.

Ein Professor von Oxford schließt seine Leserschrift: «Er denkt nicht nur, daß die institutionellen Kirchen (unsere eigene – die anglikanische – so gut wie die – katholische – von Mrs. Haughton) für das Christentum ein Hindernis werden, er glaubt auch, daß eine neue Form christlicher Präsenz in der Welt im Entstehen begriffen ist, obwohl weder er noch wir klar sehen können, was es gegenwärtig damit auf sich hat. Wenn dem so ist, dann ist seine Tat ein theologisches Ereignis, das wir sehr ernst nehmen müssen. Die sich um die Kirche sorgen, müssen auch mit ihm sein auf der Suche nach neuen Formen. Solange wir nicht gezeigt haben, wie eine echte christliche Präsenz innerhalb der institutionellen Kirche entstehen und diese umgestalten kann, stellt sein Entschluß eine beständige Frage dar, die wir nicht abtun können.»

Desmond Fisher – bekannter katholischer Journalist, bis vor kurzem Redaktor des «Catholic Herald», ein Freund von Charles Davis – schrieb im «Spectator» vom 30. Dezember 1966: «Viele haben begriffen, daß sie herausgefordert wurden, ihr eigenes Verständnis der Kirche und ihre Bindung an sie genauer zu überprüfen.» Und in der anglikanischen Wochenzeitung «Church Times» vom 13. Januar 1967 ist Fisher unter dem Titel «Die Herausforderung durch Charles Davis» den Problemen, die sein Austritt stellt, weiter nachgegangen.

Es ist zu hoffen, daß die englischen Katholiken – und nicht nur sie – diesen Fragen und Problemen nicht einfach ausweichen, auch nicht sie zu unterdrücken suchen durch eine noch stärkere Betonung der traditionellen autoritären Strukturen, sondern sie als Fragen sehen und anerkennen und durch eine echte und tatkräftige Erneuerung zu beantworten suchen.

Auch wenn wir Katholiken, wie Kardinal *Frings* dem Konzil (am 29. November 1963) sagte, daran festhalten, «dass die eine, heilige, katholische Kirche nicht erst gegründet werden muss, sondern dass sie von Christus, dem Herrn, selbst auf Petrus gegründet worden ist», so bleibt es doch auch stets unsere sehr ernste Pflicht, zu bedenken, dass, wie der Kölner Kardinal gleich anschließend bemerkte, diese eine, heilige, katholische Kirche «auf Erden pilgert, immer zu erneuern ist, bis sie am Ende der

Zeiten mit ihrem Bräutigam Christus verherrlicht werden wird».

W. Heierle, Heythrop College

Anmerkung

Während der Drucklegung dieser Nummer kam uns noch eine weitere nichtkatholische Stimme, diesmal aus der Westschweiz, zu. Unter dem Titel *Théologien et révolte* wandte sich Pasteur *Edouard Diserens* in der «Gazette de Lausanne» vom 21./22. Januar zunächst gegen die Art, wie die Zeitschrift «La Vie Protestante» über Davis und seine Geschichte berichtet habe, und empfahl für solche schmerzliche Fälle den Informatoren, die nicht der betroffenen Kirche angehören, Diskretion und Takt. In seiner eigenen Darstellung erklärt sich Diserens über verschiedene Aspekte dieses Kirchenaustrittes «perplex». Da Davis «nicht zu einer anderen Kirche konvertiert und dennoch glaubt, Christ bleiben zu können, trifft sein Schritt die christliche Kirche in ihrer Gesamtheit». Die «Revolte drückt ein Gefühl der Verzweiflung aus». Zum Schluß erinnert der Autor an so viele andere, die unter der Kirche leiden oder zu leiden hatten, und nennt namentlich Pater *Congar*, mit dessen Berühmtheit man Davis verglichen habe. Und er fragt: Wie hat dieser während Jahren vielfach gedemütigte und eingeeengte Theologe gegen den Immobilismus seiner Kirche reagiert? Die Antwort läßt er Congar selber geben, der seinerseits Sätze von Rilke und Paulus zitiert, die ihn in der Überzeugung bestärkt haben, daß nur das Ausharren im Leiden die Fähigkeit, zu hoffen, gebiert.

Um einen Zugang zur Heiligen Schrift

Es wird viel geklagt und als hart empfunden, daß wir heutigen Menschen der Natur nicht mehr in der gleichen Weise begegnen können wie die früheren. Nichts Bergendes, Geheimnisvolles hat sie für uns, die wir uns zu Herren der Welt gemacht haben, denen der Kosmos nur noch Gegenstand der Eroberung und Baustein für das selbstgefertigte Werk ist. Alle Transparenz auf Gott hin scheint dahin. Der Wandel ist unleugbar. Aber vielleicht ist die Rolle der Natur nicht so radikal ausgespielt, wie wir meinen. Was zuvor mütterliche, uns umschließende Arme waren, ist uns Ausdruck und Mantel, Gewand des eigenen Ich. So kann sie erneut dichterischer Ausdruck werden als Symbol, und vielleicht auch – zu unserer Überraschung – zeigen in unserer Zeit, die aus historisch und geographisch vielerlei Lebensgefühlen gespeist wird, wie sich Bilder der Heiligen Schrift in anderes Empfinden übersetzen ließen.

Dafür diene das folgende Beispiel: es entstammt einer Arbeitsgruppe von Studenten der Universität Münster, die an vielerlei Texten moderner Lebensäußerungen (von Werbeplakaten bis in die Kunst) versuchen, den Berührungspunkten unseres modernen Denkens mit der Empfindungswelt der Heiligen Schrift nachzuspüren, damit wir leichter vom Wort Gottes «betroffen» werden.

Ausgangstext ist das Gedicht «Der Wanderer» von *Johannes Bobrowski*, geboren am 9. April 1917 in Tilsit. Kindheit in Memel, Soldat in Rußland. Jetzt Verlagslektor in Ostberlin. Seine Gedichte – *Sarmatische Zeit* (1961), *Schattenland Ströme* (1962) – sind meist melancholische Lyrik der Sehnsucht und Erinnerung aus dem Erlebnis des europäischen Ostens.

Die Redaktion

Der Wanderer

Abends,
der Strom ertönt,
der schwere Atem der Wälder,
Himmel, befliegen
von schreienden Vögeln, Küsten
der Finsternis, alt,
darüber die Feuer der Sterne.

Menschlich hab ich gelebt,
zu zählen vergessen die Tore,
die offenen. An die verschlossenen
hab ich gepocht.

Jedes Tor ist offen.
Der Rufer steht mit gebreiteten
Armen. So tritt an den Tisch.
Rede: Die Wälder tönen,
den eratmenden Strom
durchfliegen die Fische, der Himmel
zittert von Feuern.

Bobrowski

Wir fragen nach Bildern für unser Selbst- und Weltverständnis, für die Zukunft, der wir entgegengehen, und für den Zusammenhang von beidem. Hier ist ein solches Bild. Es ist ein eschatologischer Text. Die Menschen und Dinge sind an das Letzte und Äußerste gekommen.

I.

Jedenfalls ist nicht nur von Landschaft die Rede. Deren Erfahrung ist überschritten zu einer Sicht, die weiter ist, als vom Standpunkt irgendeines Beschauers aus gesehen werden kann. (Vergleiche die Plurale: Wälder, Himmel, Küsten.) Noch mehr: Alles geht ins Unbegrenzte, sei es, daß es als Linie jede Umgrenzung durchbricht, so der Strom, die fliegenden Vögel, die Küsten, sei es, daß es in sich groß und weit ist, so die Wälder, die Feuer der Sterne. So vertreten Strom, Wälder, Vögel, Küsten, Sterne doch wohl die Wirklichkeit als ganze; daß es diese und keine anderen Wirklichkeiten sind, wird am Empfinden des Verfassers liegen. Wir mögen ebenso empfinden, oder andere, etwa die Stadt, wählen wollen.

Wovon hier die Rede ist: Strom, Wälder, Vögel, Küsten, Sterne – alles das ist wahrgenommen, aufgenommen, erkannt. Das heißt: es ist in Liebe gesehen. In diesem ist dem, der so schreibt, nicht irgend etwas, sind ihm nicht nur Dinge, ist ihm auch nicht nur ästhetischer Reiz begegnet; in ihrer Erfahrung hat er die ihn tragende Wirklichkeit erkannt. (Ob jemand mit diesem Text etwas tun kann, wird daran hängen, ob er eine verwandte Erfahrung zu machen vermag.)

Alles das ist also gesehen, bejaht und geliebt. Dann aber ist zu sagen, daß diese erfahrene Welt an ihr Ende gekommen ist: Es ist Abend, und über die Küsten senkt sich Finsternis. Das Wort «alt» meint nicht so sehr einzelnes wie die Stunde des Ganzen. Auch sonst ist Dunkles betont: der schwere Atem der Wälder, die schreienden Vögel. Ist die Welt an ihr Ende gekommen oder der, der sie sieht – es besteht offenbar kein Bedürfnis, das zu scheiden (wie in der Tat dieses Bedürfnis ein Ergebnis sekundärer Verobjektivierung sein mag).

II.

Im Mittelstück des Textes tritt der hervor, der hier redet, «der Wanderer», als einer, der zurückschaut. War zunächst von der Erfahrung der Wirklichkeit an der Welt zu reden, so geht es jetzt um die Erfahrung der Geschichte eines Lebens, um das Personale, um Erfahrung des Menschlichen im engeren Sinn. Solche Erfahrung geschieht in der Begegnung, die das Bild des offenen oder geschlossenen Tores anzeigt. Beides erlebt der nach Begegnung verlangende, das heißt der menschlich lebende Mensch: Offenheit wie Verslossenheit. Und er weiß, daß das Verslossene das ist, was nicht sein sollte. Hier in der Mitte des Gedichtes ist das schon in seiner Überschrift angezeigte Bild: das Dasein als ein zu wandernder Weg – ein Weg, auf dem der, der ihn geht, an seine Grenzen gestoßen ist und sich an ihnen gestoßen hat. Was im ersten Teil die Wörter «abends» und «alt» sagten, sagt hier das Perfekt: Dieser Weg ist zu Ende gekommen.

III.

Dagegen ist der abschließende Text, in dem das Gedicht sich zusammenfaßt, den das Vorstehende vorbereitet, wieder in der Gegenwart ausgesagt. Aber dies ist eine Gegenwart, die jene Vergangenheit erfüllt, eine eschatologische Gegenwart, in der das Sich-zum-Ende-Neigen der Welt in ihr Leben umschlägt und jener Weg sein Ziel findet. Die vorherige Reihenfolge umkehrend, wird davon gesprochen: Jetzt ist jedes Tor offen. Fast triumphierend ist das gesagt. Wenn wir recht interpretiert haben, heißt das, daß der nach Begegnung verlangende Mensch nicht mehr an die Grenze der Verslossenheit stößt, daß sein Verlangen erfüllt wird. «Jedes» – das ist eine kühne Aussage. Zugleich ist da aber auch etwas ganz Neues, eine neue Gestalt, ein neues Gegenüber, einer, der ruft

(oder gerufen hat). Wie jedes Tor offen ist, ist die Gebärde der Einladung weit, «mit gebreiteten Armen» (ist es abwegig, an die Gebärde des Gekreuzigten zu denken?). Und da ist der Tisch: Bild der Gemeinschaft. (In einem Gedicht von *Hilde Domin* «Die schwersten Wege» endet ein Weg durch Unglück in dem gleichen Bild. Aber vielleicht ist dort die Wende zu sicher in die Zeit gelegt.) Es muß nicht eigens gesagt werden, wie nahe diese Sprache der Schrift ist. Der anklopfende, der nach Begegnung verlangende Mensch findet also Erfüllung.

Aber auch die Welterfahrung der ersten Strophe wird wieder aufgenommen. Auch sie geht also ein in die eschatologische Gegenwart und findet ihre Erfüllung wie der Weg der Begegnungen. Doch ist diese Erfahrung gewandelt: Verschwunden sind die Wörter des Vergehens: «abends», «Finsternis», «alt». Nur helle Wörter, Wörter der Lebendigkeit, sind geblieben: die Wälder tönen, der Strom atmet und ist voll Leben, das Feuer erhellt den Himmel und verdrängt jede Finsternis. So werden diese letzten Verse des Gedichtes zum Lobpreis. Diesen Lobpreis sagt der in die Gemeinschaft des Rufers und des Tisches aufgenommene Wanderer Mensch.

*

Die Bilder der Schrift sind notwendig anders als die dieses Gedichtes. Sie gründen nicht in der Erfahrung des europäischen Ostens und seines Lebensgefühls, wie die Bilder von Bobrowski. Für sie ist das Meer wie die Wüste feindlich. Die Stadt dagegen ist das Geordnete, das deshalb zum Zeichen werden kann, wie bei Bobrowski die Natur solches Zeichen ist.

Und doch handeln die eschatologischen Texte der Schrift von der gleichen Sache, ja haben verwandte Bilder. Es ist mißverständlich, sie einfach anzufügen. Sie sollen damit nicht zum «Gedicht» gemacht werden, noch das Gedicht zum Wort der Schrift. Auch eine völlige Identität der Aussage soll nicht behauptet werden. Aber der Dichter mag ahnen, wessen der Mensch bedarf, und es als Hoffnung aussprechen. Ist es nicht zum Staunen und zur Freude, wenn Gottes Wort diese Hoffnung aufgreift, sie bestätigt und zur Verheißung wandelt?

Nur wenige Hinweise: Ich sage euch, bittet, so wird euch gegeben werden, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn jeder, der bittet, empfängt, wer sucht, der findet, wer anklopft, dem wird aufgetan. Wem von euch wird sein Vater, wenn er ihn um Brot bittet, einen Stein geben? (Lk 11,9ff.)

Einer sagte zu ihm: Glückselig, wer im Reiche Gottes speisen darf. Er erwiderte ihm: Ein Mann veranstaltete ein großes Gastmahl und lud viele ein (Lk 14,15–17).

Die eschatologische Stadt: Ihr Glanz gleicht dem kostbarsten Steine, dem Jaspisstein, der leuchtet wie Kristall. Sie hat eine große und hohe Mauer mit zwölf Toren. Von Aufgang drei Tore und von Norden drei Tore und von Süden drei Tore und von Abend drei Tore. Der Herr, Gott, der Allherrscher ist ihr Tempel, und das Lamm. Und die Stadt braucht nicht die Sonne noch den Mond, daß sie ihr leuchten; denn die Herrlichkeit Gottes hat sie erleuchtet und ihre Leuchte ist das Lamm. Und die Völker werden in ihrem Lichte wandeln, und die Könige der Erde tragen ihre Herrlichkeit zu ihr, und ihre Tore werden nicht geschlossen. Und die Herrlichkeit und den Ruhm der Völker wird man in sie tragen (Apk 21,11–13, 22–26). Wer dürstet, soll kommen; wer will, soll Lebenswasser umsonst erhalten (Apk 21,17).

Auch hier ist von der Zukunft irdischer Erfahrung die Rede, die als die Herrlichkeit und der Ruhm der Völker beschrieben wird. Auch hier ist das geöffnete Tor Bild dessen, was sein soll. Auch hier gehört zur Vollendung der Tisch und der Glanz der Schöpfung.

Adolf Smitmans, Münster (Westf.)

DIE SYMBOLWIRKLICHKEIT IN DER GLAUBENSVERKÜNDIGUNG

Phänomenologischer Diskussionsbeitrag aus Südostasien

Die Diskussion über «das religionslose Christentum» und das Schlagwort «Gott ist tot» wirft Wellen rund um unseren Erdball. Daß es sich dabei nicht ausschließlich um ein auf den amerikanischen Raum beschränktes Anliegen, sondern um unbewußtes Allgemeingut des heutigen Durchschnittsmenschen handelt, zeigt uns das filmische Schaffen *Federico Fellinis*.

Anläßlich der Vorführung des Films «Giulietta und die Geister» für eine Gruppe katholischer Priester wurde Fellini von einem Theaterfachmann und Missionar, der in Japan tätig ist, darauf aufmerksam gemacht, sein Film werde bei den Japanern das Christentum nur in Mißkredit bringen und daher der Missionsarbeit beträchtlichen Schaden zufügen. Der Vorwurf von seiten des Missionars traf Fellini schwer, und er vermochte nichts zu erwidern.

Wir berühren damit einen neuralgischen Punkt unserer traditionellen Auffassung von Glaubensverkündigung und Mission. Letztlich bringt ja Fellini die eingangs erwähnte Debatte mit Hilfe der audiovisuellen Ausdrucksmittel vor das Forum der Menschheit. Was ist Religion? Was bedeutet Gott für den heutigen Menschen?

Bei näherer Untersuchung der Schlagworte «Gott ist tot» und «religionsloses Christentum» erfahren wir, daß Gott, der totgesagt wird, nicht der Gott ist, von dem die Theologie und der Glaube spricht, sondern der Gott der magischen Zerrbilder und Kitschsymbole, die den kirchlichen Raum überschwemmen. Totgesagt und begraben wird letztlich nichts anderes als die Perversion Gottes zum Sklaven und Hampelmann menschlicher Denkkategorien. Die magische Auffassung von Gott muß begraben und zerschlagen werden, um dem wahren Gott Platz zu machen.

Fellini nimmt in seiner Weise an diesem Werk teil und zeigt in drastischen Symbolen das Phänomen der zur Magie verformten Religion mit den Kindheitserlebnissen Giuliettas. Erst nach langem Ringen werden die alten Bilder und Alpträume überwunden, und Giulietta wird in die Hoffnung nach einem grenzenlos Liebenden und daher positiv Unbegreiflichen entlassen.

Der Ruf nach einem «religionslosen Christentum» muß in seiner Bedeutung verstanden werden, nach dem lebendigen Verständnis der Leute, die dieses Wort in den Mund nehmen. Nach der sichtbaren Symbolwirklichkeit ist Religion für viele, selbst für Katholiken, nur enge Institution im Geist des Konformismus, ohne Raum für persönliche Freiheit und weltweiten Humanismus. Die sichtbaren Zeichen der Kirche waren und sind vielfach Grund des Anstoßes und Ärgernisses, und nicht der Anziehung.

Die vermummten Klosterschwester, die giftviolett über die Bühne des Films Fellinis humpeln, sind Ausdruck und Zeichen einer verfallenen und abgestorbenen Religion, eines ausgehöhlten Glaubens, der keine Früchte mehr trägt, sondern den Tod ausstrahlt.

Unsere Zeit ist gezeichnet durch die ehrliche Suche nach Wahrheit. Das Verlangen nach Echtheit zeigt sich bewußt oder unbewußt im unerbittlichen Aufdecken von übertünchten Fassaden, in der Flucht vor Bildern und Formen, die sich als unecht erweisen. Oft führen die sichtbaren Zeichen – Kirchen, Statuen, klösterliche Lebensformen, Zeremonien –, mit denen wir den Glauben verkünden, zum Ärgernis und zur Ablehnung. Eine echte Erneuerung des Glaubenslebens, wie sie vom Konzil angestrebt wird, setzt eine Auseinandersetzung mit den Ursachen dieser Phänomene voraus. Warum muß sich die Frohbotschaft in sichtbaren Zeichen des Anstoßes inkarnieren, besonders in Gebieten alter Hochkulturen Asiens, wo das

Christentum in seinen äußeren Erscheinungsformen vielfach als Barbarei¹ und Kolonialismus erfahren wird?

Phänomenologie der Religion

Eine Phänomenologie der religiösen Ausdrucksformen gibt Aufschluß über die Tiefe des Glaubenslebens einer Zeit, über ihre Echtheit und Ursprünglichkeit. Dieses Axiom läßt sich auf alle großen Religionen anwenden, besonders sichtbar im süd-ostasiatischen Raum, wo alle großen Religionen der Menschheit – Buddhismus, Konfuzianismus, Taoismus, Mohammedanismus und Christentum – ihre Spuren hinterließen.

Die Entwicklung der religiösen Haltung eines Volkes läßt sich zum Beispiel an den bekannten Tempelruinen der versunkenen Hauptstadt des Khmerreiches Angkor ablesen. Aus dem ältesten Tempel, der in seiner Form einfach, klar und übersichtlich gebaut ist, spricht der religiöse Glaube an ein höheres Wesen, das im Heiligtum auf der höchsten Erhebung der Pyramide verehrt wurde. Der König, Mittler zwischen Gott und den Menschen, stieg allein die steilen Stufen zum Heiligtum hinauf, um zu opfern. Die Zeichen aus jener Zeit zeugen von einer religiös-transzendenten Haltung. In der Folgezeit entwickelte sich der Stil, und die Verfallszeiten lassen sich deutlich an den wesentlich größeren prächtigeren Tempeln feststellen, vor allem am monumentalen Bayon, von dessen verwirrend unübersichtlichen Anlagen ein Hauch von Magie und weltimmanenter Haltung ausgeht. Es ist nun der König selbst, der als Gott verehrt wird, und sein in Stein gehauenes Antlitz beherrscht das Heiligtum.

Der Verfall einer Religion beginnt fast immer mit dem Versagen des Mittlers zwischen Gott und den Menschen, sei es nun der König oder der Stammeshäuptling oder der Priester, indem der Mittler sich absolut setzt, sich die Rechte Gottes anmaßt und unter dem Vorwand der Wahrung der Religion in alle Bereiche des menschlichen Lebens eingreift.

In Vietnam kann man ein ganzes Spektrum von religiösen Haltungen in den etwa fünfzig verschiedenen Ureinwohnerstämmen feststellen, angefangen vom transzendenten Glauben an ein höchstes Wesen bis zur tiefsten magischen Entartung, in der Furcht und Angst das Leben diktieren, und zwar fast immer unter der Tyrannei des Religionsdieners oder Zaubers, der eine absolute Herrschaft über die Stammesgemeinschaft ausübt. *Jacques Dournes*, der jahrelang unter den Sre und Jarai missionierte, konnte den Verfall einer Religion zur Magie anhand der mündlichen Überlieferungen, Mythen und bis heute praktizierten Riten verfolgen.

Bei genauerer Betrachtung der religiösen Erscheinungsformen kann man feststellen, daß auch das Christentum unter der ständigen Bedrohung der Magie steht und die Gefahr dann am größten ist, wenn man sich ihrer nicht bewußt ist. – Institutionalismus, Klerikalismus, Rationalismus lassen sich in den größten Religionen Asiens, die übrigens meist als Reformbewegung in Zeiten religiösen Niederganges entstanden sind, aufdecken und nach Epochen verfolgen.

¹ Der Vorwurf «Barbarei» gegenüber dem Christentum ist gegeben, insofern sich zum Beispiel große Gruppen von Christen im aktuellen Kriegsgeschehen in Vietnam für den Sieg mit den Waffen einsetzen und den «gerechten Zorn Gottes» manifestieren über Dinge, die nicht in ihre engen Denkkategorien hineinpassen. «Gerechter Krieg», «Notwehr», und wie auch die Argumente gefaßt werden, mit denen Christen die Tötung von Menschenleben verteidigen, sind und bleiben in den Augen echter Buddhisten krasse Zeichen eines «barbarischen Christentums». «Barbarei» ist dann auch ein stärkerer Ausdruck für «Intoleranz» – gemeint ist damit letztlich die Nicht-Anerkennung und Mißachtung der persönlichen Freiheit des Menschen. Ihre Beschränkung geschieht leider durch uns Katholiken in vielen Punkten. Dabei ist auch zu berücksichtigen, daß der Asiate schon «überzeugende, logisch zwingende Argumente» als unhöflich empfindet.

Ein bis ins letzte Detail kodifizierter Konfuzianismus – besonders hier finden sich verblüffende Ähnlichkeiten zur Entwicklung der Scholastik – sorgte für die systematische geistige Sterilisierung der unter chinesischem Kultureinfluß stehenden Völker. Das einzige Bemühen der führenden Geister ging dahin, eine Tradition stur zu kopieren und mit immer größeren Komplikationen wiederzugeben. Alles Schöpferische im Menschen wurde unter dem Titel der Religion systematisch abgewürgt und verdammt. Es bedurfte einer kommunistischen Revolution, um das chinesische Volk aus einer Jahrtausende währenden Stagnation zu lösen.

Der Taoismus geriet dagegen schnell ins Schlepptau des organisierten und wenig toleranten Konfuzianismus oder sank in Quacksalberei ab, während der Buddhismus immer wieder durch heiligmäßige Mönche gewisse Höhen erreichte, so in Vietnam vom elften bis fünfzehnten Jahrhundert.

Blüte- und Verfallszeiten des Buddhismus lassen sich allerorts am Ausdruck der Buddhasstatuen ablesen. Neben Statuen, die an religiöser Tiefe und Aussagekraft sich mit Ikonen oder anderen ursprünglichen, christlichen Kunstwerken vergleichen lassen, nehmen sich die fettbäuchigen, feistlachenden Buddhas späterer Epochen wie Hohn aus, ganz zu schweigen von den Geistlosigkeit und Leere ausstrahlenden Plagiaten der Neuzeit, die die innere Krise des Buddhismus augenfällig zum Ausdruck bringen. Im Zeitalter der Technik scheint das Phänomen des Kitsches und des geistentleerten Vollzugs traditioneller Riten über allen Religionen Ostasiens zu liegen.

Die Erscheinungsform des Christentums in Südostasien

Wieso bezichtigen gebildete nichtchristliche Vietnamesen das Christentum der Barbarei und des Kolonialismus?

Im kulturellen Zentrum Vietnams, in *Hue*, konnte ich mir in etwa eine Vorstellung davon bilden. Den Eingang der Stadt beherrscht eine neuerbaute Kirche, die an Geschmacklosigkeit des Baustils kaum zu übertreffen ist. Sie ragt wie ein Ungeheuer in eine Landschaft, in der die Tempel und Grabanlagen der vietnamesischen Könige seit Jahrhunderten in meisterhafter Harmonie eingeordnet sind. Die Kirche steht als Fremdkörper vor den neunzig Prozent Nichtchristen Hues, ihre lautstarken Glocken – an Sonntagen wählte ich mich in Rom und nicht im buddhistischen Hue – rufen in langem Geläute die Bevölkerung aus dem Schlaf. An der Kirche ist nichts Vietnamesisches zu finden, sie steht mitten im Straßenlärm, man reißt die Türe auf und ist im Gottesraum, ohne sich vorher sammeln zu können, wie dies durch die Anlage der asiatischen Kultbauten mit langen Wegen durch Tore, Gärten und Hallen ganz natürlich geschieht.

P. Neuner SJ meinte in einem Gespräch nach dem Konzil: «Ich kann mir nicht vorstellen, wie man in Asien katholisch sein kann, ohne je die religiöse und tief meditative Atmosphäre eines buddhistischen Tempels kennengelernt zu haben.» Aber wieviele Christen haben je ihren Fuß über die Schwelle eines buddhistischen Tempels gesetzt, wenn man ja die Buddhisten noch bis vor kurzer Zeit als Teufel abgetan hat?

Die Christen stoßen mit ihrem absoluten Anspruch auf Wahrheit, besonders wenn sich dieser in Formen der Intoleranz und Geringschätzung gegenüber den Werten eines Volkes manifestiert, auf Ablehnung. Diese Intoleranz und Geringschätzung zeigt sich in Bauwerken, klösterlichen Institutionen, Riten und Symbolen auf Schritt und Tritt. Die einheimischen Katholiken bemerken dies meist nicht, da das Christentum sie vielfach verwestlichte, ihrem eigenen Volk entfremdete und in ein Getto drängte.

Die sichtbaren Symbole des Himmlischen Jerusalems, wie sie in imposanten Bauten von Seminarien, Kirchen und Klöstern nach westlichem Stil gesetzt wurden, haben für den nichtchristlichen Vietnamesen nichts Anziehendes, sondern eher etwas Fürchterliches. Besonders in Mittelvietnam lieben es die Leute, jene Mönche aufzusuchen, die in kleinen, naturverbundenen Pagoden ein bescheidenes Dasein führen und jeden Gast zu einer Tasse Tee einladen. Dies ist der

Rahmen, in dem der Vietnamesen dann über die tieferen Fragen des Lebens Gespräche führt, sich dabei vom Lärm des Alltags erholen und neue Kraft schöpfen kann. Nie aber wird ein Vietnamesen es wagen, dieselben Werte in den fremdartigen und abgeschlossenen christlichen Klöstern zu suchen. Die echten vietnamesischen Buddhisten lehnen es auch ab, ihre Religion nach dem äußeren Vorbild der Organisation der Kirche zu erneuern, und verfolgen mit Besorgnis die Entwicklung eines fortschrittlichen Buddhismus, der unter die Räder westlichen Einflusses gerät und dabei seinen religiösen Gehalt verliert.

Während meines Aufenthaltes in Angkor waren buddhistische Mönche, die unter der lärmenden Begleitmusik eines Kofferradios am Arm die heiligen Stätten besuchten, ein alltägliches Bild. Nicht weniger überrascht war ich bei der Entdeckung eines aus Holz gebauten Klosters neben einer alten Tempelruine, von dem die riesigen Bilder Mao Tse-tungs, Ho Chi Minhs und Tschu En-lais prangten, Zeichen einer allgemeinen Krise der großen asiatischen Religionen.

Das Christentum wurde in Hinterindien zu einer Zeit verkündet, da der Buddhismus deutlich darniederlag und der Konfuzianismus im Dienst des Staates erstarrt war. Die erste Zeit der großzügigen Anpassung an die Mentalität und die Eigenart des Volkes wurde mit dem Ritenstreit² gewaltsam beendet. Von diesem Zeitpunkt an war das Christentum wesentlich mit teils spätscholastischen, teils kolonialistischen Ausdrucksformen verbunden: Triumphalismus, Uniformismus, Paternalismus und Klerikalismus. Die Missionierung befolgte das Prinzip, die Gnade setze die Natur voraus, in der Praxis wenig. Die Ursachen dieser Haltung finden sich, wie wir sehen werden, in der spätscholastischen Theologie beziehungsweise Philosophie, die von raumzeitlichen Gegebenheiten abstrahierte.

Christus ist Mensch geworden. Durch seinen Tod hat er die sichtbare Schöpfung in die Erlösung einbezogen. Die Glaubensverkündigung mußte von diesen Tatsachen immer getragen sein. Die Kirche ist als fortlebender Christus berufen, das sichtbare Zeichen der Liebe unter allen Völkern zu setzen. Sie muß sich inkarnieren, das heißt in das Leben und Denken jeden Volkes eingehen, als Zeichen der Liebe mitten im Volk erscheinen und so als Symbol der Erlösung verständlich und sichtbar werden.

Das Neue, Revolutionäre und Geschichtsformende des Christentums besteht im unerschütterlichen Glauben an die Liebe. Um Zeichen der Liebe zu setzen, sind letztlich keine komplizierten wissenschaftlichen Untersuchungen notwendig, auch kein organisatorischer Perfektionismus, sondern die volle, positive Wertschätzung des Menschen in seiner Eigenart; das bedeutet für die Missionierung in Asien die volle, positive Wertschätzung des Asiaten in seiner Andersgarteit. Doch dies scheint den von Hochwertigkeitskomplexen befangenen Europäern sehr schwer zu fallen, insofern sie sich diesem Problem überhaupt stellen. Es mag befremden, wenn ein

² *Alexandre de Rhodes SJ* (1593–1660) wirkte als Missionar in Vietnam (1624–1646, vgl. «Orientierung» 30. Jg., 1966, Nr. 5, S. 58). In seiner Tätigkeit paßte er sich an die fremde völkische Eigenart an, wie die großen Missionare *M. Ricci SJ* (1552–1610) in China und *R. de Nobili SJ* (1577–1656) in Indien. Um diese Anpassung, besonders der Riten, an die fremdländische Eigenart entbrannte vor allem im 17. und 18. Jahrhundert ein heftiger Streit. Manche befürchteten, die Anpassung gehe zu weit, zum Schaden des unverkürzten christlichen Glaubens. Benedikt XIV. entschied 1742 gegen die Erlaubtheit der chinesischen Riten und 1744 gegen jene der Inder. «Die Folgen des Ritenstreites sind für China schwer zu ermessen ... Der Schaden für die Kirche außerhalb Chinas war dagegen groß», schreibt Dr. J. Beckmann (Lexikon für Theologie und Kirche, ²1963/8, 1324). Das Zweite Vatikanum beschließt im Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche «Ad Gentes»: «Es ist zu wünschen, ja sehr angebracht, daß die Bischofskonferenzen innerhalb der sozio-kulturellen Großräume unter sich Verbindung aufnehmen, damit sie in gemeinsamer Überlegung einmütig dieses Ziel der Anpassung verfolgen können» (Nr. 22).

sonst «fortschrittlicher» Missionstheologe unserer Tage die Privatmeinung vertritt, man müsse die Vietnamesen zunächst nach dem französischen Schulprogramm erziehen, um sie dann christlich zu formen. Auch der äußerst ernst zu nehmende Standpunkt gelehrter Missionare in Japan, es sei verlorene Zeit, sich mit Anpassungsproblemen herumzuschlagen und zum Absterben verurteilte Formen konservieren zu wollen – dies mit einem Seitenblick auf die Zenversuche einiger Missionare –, da sich doch die westliche und vom Christentum vielfach geprägte Kultur immer mehr auf Weltebene durchsetze, deutet auf den Fortbestand einer Mentalität hin, die die Kirche letztlich zum Handlanger, zum Dienstboten und Nachzügler westlicher Denkformen und Kulturen entwertet. Wider Willen predigt man damit den «Tod Gottes».

In einer Zeit, in der die Religionen Asiens durch eine Krise gehen, scheint das Christentum nicht gerüstet, die positiven Werte vor dem drohenden Verfall zu bewahren.

Obwohl zum Beispiel heute die Möglichkeit für die Aufnahme des Ahnenkultes gegeben ist, begnügt man sich bisher lediglich mit Verlegenheitsmaßnahmen, in denen bestenfalls passive Duldung zum Ausdruck kommt. Auch die Feierlichkeiten des Neujahres wurden bisher in ihrem symbolischen Reichtum nicht erkannt und überhöht. Das größte Fest der Ostasiaten zeigt, daß die Kirche in diesem Kulturraum ein Fremdkörper blieb. Die Ersatzlösung, die durch Abhalten von Mitternachtsmessen im römischen Ritus vor einigen Jahren eingeführt wurde, beweist die ganze Ratlosigkeit führender Kreise, für die die Annahme des Christentums immer noch notwendig mit einer systematischen kulturellen Entwurzelung verbunden zu sein scheint. Als konkretes Beispiel dieser Situation mag auch das Schaffen eines europäischen «Künstlers» in Saigon dienen, der fast alle vietnamesischen Kirchen mit Herz-Jesu- und Marienstatuen versieht und damit ein Vermögen verdient. Der Vietname – als Asiate ist der Vietname visueller veranlagt als der Europäer – formt vielfach seine Frömmigkeit nach dem sichtbaren Ausdruck jener Statuen, die überall zu finden sind. Abgesehen von der sinnlich-kitschigen Mariendarstellung ähnelt das Gips-Herz-Jesu bestenfalls einem Hermaphroditen. Dies ist ein maßgeblicher, wenn auch nicht der einzige, Grund der Feststellung eines Priesters und Tiefenpsychologen, daß in der Religionsausübung der Vietnamesen das männliche Element sowie das Vaterbild fehlen. Von Nichtchristen wird die katholische Religion daher auch oft «Muttergottesglaube» genannt.

Die Feststellung eines Bischofs: «Wir praktizieren, aber wir glauben nicht», bringt zum Ausdruck, daß das Christentum die Seele des Asiaten noch nicht erreichte.

Ursachen der Symbolfeindlichkeit

Mir ist noch gut jene Osternacht in Erinnerung, die ich in Saigon mitfeiern durfte. Die Zeremonien und Symbole der Liturgie, die Vietnamesen viel geben könnten, wurden vom europäischen Priester so sinnentleert vollzogen, daß es ein Greuel war. Das Osterfeuer reichte gerade aus, eine Kerze zu entzünden. Die Rationalisierung des Glaubens ist eine bittere Tatsache. Bezeichnend ist die Motivierung von Jarais für ihre Bekehrung zum Christentum: «Unserem Gott müssen wir mit schweren Opfern dienen, bei euch Christen genügen Worte, das ist viel einfacher.»

Wieso aber kommt es zu dieser Rationalisierung des Glaubens, zu dieser offenbaren Symbolfeindlichkeit? Auch heute sieht man noch immer in Symbolen höchstens Hinweise, nicht aber eine reale Wirklichkeit. Die Reflexionen Karl Rahners und anderer Theologen über die Rolle des Symbols erreichen die Praxis der Glaubensverkündigung nur selten. Die inkarnatorische Ausdrucksfeindlichkeit des Christentums hat letztlich ihre Ursachen in einer Form aristotelisch-scholastischer Philosophie, in der man es vorzog, den Geist vom Körper abzulösen, und säuberlich getrennt von allen raumzeitlichen Gegebenheiten eine Metaphysik zu konstruieren, die zugleich als Grundgerüst der Theologie dienen sollte. Die Abstraktion von weltlichen Gegebenheiten, wie sie in der Metaphysik vollzogen wird, muß jedoch als Illusion und Widerspruch bezeichnet werden, da der Mensch als körperlich-seelische Einheit nie diese Trennung wirklich vollziehen kann. In der Theologie wirkte sich dieser Schritt verhängnisvoll aus. Anstatt sich um den Weg des

Menschen auf das letzte Ziel hin zu kümmern, suchten einige Fachtheologen mit Hilfe eines abstrakten, unverständlichen sprachlichen Apparates das Geheimnis Gottes und der letzten Dinge zu ergründen. Die Abstraktion von der Wirklichkeit gab dabei die Möglichkeit, den eigenen, letztlich unkontrollierbaren Standpunkt in zähen Streitgesprächen bis zum Tode zu verteidigen. Man setzte eine neue Wirklichkeit von abstrakten Begriffen und Distinktionen, die die Lösung aller Fragen vorzugeben wagte, ja selbst das Geheimnis Gottes in den Griff nahm. Nur wenige fanden Eingang in diese Begriffswelt, und diese wenigen fixierten in immer größeren Komplikationen ihre Einsichten und suchten dadurch absolute Gewalt zu bekommen über Menschen, die unfähig waren, in diese «Glaubenswelt» einzutreten. Der Theologe wurde zum großen Magier.

Dieses Sich-Einschließen der Theologie in einen exklusiven, scholastischen Begriffsapparat, mit dem alle Probleme «gelöst» werden, zeigt in Südostasien verheerende Folgen. Es ist ganz natürlich, daß bis auf den heutigen Tag keine japanische, chinesische oder vietnamesische Theologie entstehen konnte, weil es für den Asiaten einfachhin unmöglich ist, in die scholastische Begriffswelt einzudringen und Neues zu formen. Denn entweder lernen die Priesterkandidaten die scholastischen Traktate auswendig, ohne ihren Sinn zu verstehen, oder sie treten in dieses Gedankengebäude ein und verlieren gleichsam sterilisiert den Kontakt mit der chinesischen, japanischen oder vietnamesischen Wirklichkeit. In beiden Fällen ist man nicht in der Lage, den Glauben in sichtbaren Symbolen zu inkarnieren und die Botschaft Christi den Menschen zugänglich zu machen. Dagegen schlägt sich die Theorie im praktischen Leben verhängnisvoll nieder. Vor allem wäre eine intolerante, endgerichtliche Haltung zu nennen, die als logische Folge aus der geschichtslosen und statischen Theologie hervorgeht. Dank scharfer Distinktionen scheidet man die Menschheit in Böcke und Schafe, fixiert unveränderliche Positionen und ist darauf bedacht, bereits auf Erden die Guten im Himmlichen Jerusalem zusammenscharen, gegen Satan aber mit Brachialgewalt vorzugehen, wobei der Teufel in den Nichtchristen, mit Vorliebe in Kommunisten, gesehen wird.

Es scheint legitim, sich die Rechte Gottes am jüngsten Tag anzueignen und die abstrakte Begrifflichkeit einer überzeitlichen Theologie auf die weltlichen Gegebenheiten anzuwenden, obwohl doch diese Theologie die Welt in ihrer Realität ausdrücklich verlassen hat. Die Anwendung einer «weltfremden» Theologie auf die geschichtliche Wirklichkeit führt letztlich zu Häresien, die verhängnisvoll sind und das Christentum zum Zerrbild machen.

Bei dieser Gelegenheit sei auf die geschlossenen katholischen Dörfer in Vietnam und die Gettohaltung des Christentums in anderen Ländern verwiesen. Priester glauben in dieser geistigen Auffassung berechtigt zu sein, gegen den Willen der «unverständigen» nichtchristlichen Mehrheit des Landes, die den Frieden ersucht, für die Fortsetzung eines mörderischen Krieges eintreten und richtend in alle Lebensbereiche eingreifen zu müssen, ohne die persönliche Freiheit des einzelnen Menschen zu achten. In allen Ausdrucksformen kommt damit das Christentum in das Fahrwasser intoleranter Ideologien. Die Nähe zum Materialismus ist letztlich in der Auslegung des philosophischen Grundsatzes der Einheit – omne ens est unum (Sein ist Einheit) – im Sinn der Einförmigkeit gegeben, wobei das Viele zugleich als Abfall ins Nichts verdammt wird. Diese Auffassung findet sich bis in die neuscholastischen Handbücher der Gegenwart; erst in neuester Zeit regen sich Stimmen, die die Einheit in einer inneren Pluralität sehen.

Noch immer aber herrschen in den äußeren, sichtbaren Zeichen und Handlungen sowie Anschauungen im christlichen Bereich konformistische Formen vor – man denke nur an die Verwirklichung des Symbols des Himmlichen Jerusalems in Seminarien und Klöstern, wo Entpersönlichung und Gleichrichterei als angemessener Ausdruck des himmlischen Ideals angestrebt werden. Hier wird der Asiate, soweit er Asiate

bleibt, abgestoßen, wie übrigens jeder normaldenkende Mensch unserer Zeit. Letztlich setzen wir noch immer Symbole des ewigen Lebens, in denen Vorstellungen wachgehalten werden, als ob in Ewigkeit alle Geretteten nichts anderes zu tun hätten, als endlos weihrauchfaßschwingend jene süßlichen Lieder zu singen, die man auf Erden eingeübt hat. Diese Vorstellungen sind selbst bei intellektuellen Katholiken wach, ein weiteres Zeichen, wie tief verfälschte Glaubensbilder in den heutigen Menschen eingesenkt sind. Der echte Glaube muß sich in Realsymbolen zum Ausdruck bringen, die ein neues Verständnis der Religion für den heutigen Durchschnittsmenschen ermöglichen. Das Konzil müßte in dieser Richtung verwirklicht werden, die neue Haltung in neuen verständlichen Symbolen auszudrücken. Alle noch so fortschrittlichen Traktate sind wirkungslos ohne Verbindung mit der Wirklichkeit, ohne Inkarnation. Es ist ein Widerspruch, wenn Theologen, die das Denken des Konzils verstanden haben wollen, durch Anhänglichkeit an Kitsch und irreführende Ausdrucksformen im täglichen Leben das Gegenteil beweisen. Die vielbeklagte Schizophrenie zwischen Ideal und Wirklichkeit müßte in den Ursachen beseitigt werden – Ostasien bietet dazu viele Anregungen.

Die Zukunft der Glaubensverkündigung

Die Glaubensverkündigung wird in Hinkunft nicht mehr mit proselytischen Methoden und instrumentaler Praktik betrieben werden können, weil dies dem Wesen des Glaubens zuwider ist. Die Zweck-Mittel-Mentalität, die oft mit dem Ausdruck Apostolat verbunden war, muß einer tieferen Haltung und Respektierung der religiösen Freiheit der Person weichen.

Christen bauen Radiostationen, Fernsehsender, geben Zeitungen heraus, nicht um den Glauben wie ein Waschmittel anzupreisen oder es dem Kommunismus an Propagandatätigkeit gleichzutun zu können – dies widerspricht dem Wesen des Glaubens –, sondern um dem Menschen zu seiner vollen Menschlichkeit zu verhelfen, und ihn so für den persönlichen Anruf Gottes zu öffnen. Es ist ärgerlich, wenn man mit modernen Businessmethoden eine «christliche» Kultur schaffen will, denn diese Versuche führen notwendigerweise zu einer Verformung des Christentums.

Katholischsein im vollen Sinn des Wortes besagt Offenheit für alle Kulturen und Rassen, besteht im Einwohnen, im Emporheben aller Werte der Schöpfung zur Vollgestalt, und nicht im Ausbau eines eigenbrötlerischen Gettos

oder Paradieses auf Erden. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Unkraut auszureißen, Spreu vom Weizen zu trennen und über die Welt zu richten, sondern mit der geschichtlichen Wirklichkeit in allen ihren Dimensionen zu leben und diese Welt mit Zeichen glaubhafter Liebe auf die Endvollendung zu orientieren. Die Zeichen werden überzeugen, wenn sie ohne Hintergedanken des «Apostolates» (im instrumentalen Sinn) und im vollen Respekt für die religiöse Freiheit der Person gesetzt werden. Spitäler, Schulen, Waisenhäuser usw. müßten von ihrem absichtslosen Geist überzeugen. Wir werden einsehen müssen, daß der Glaube ein wahrhaft freier, personaler Akt ist, der durch keine intermediären Tricks und Machenschaften herbeigeführt werden kann und darf, denn dies verkehrt den Glauben in Magie.

Das Christentum bringt die Wirklichkeit, nach der sich alle Menschen sehnen. Es muß realsymbolisch so vor den Menschen aufscheinen, daß sie in ihm die Erfüllung ihrer Sehnsucht erkennen. Es liegt vor allem daran, die Theologie aus dem metaphysischen Traum vergangener Jahrhunderte und ihrer begrifflichen Entrücktheit und Unmittelbarkeit in die geschichtlichen Dimensionen unserer Zeit zurückzuführen, um so den tiefen Graben zwischen Glauben und Leben, der sich in allen religiösen Ausdrucksformen manifestiert, wieder zu schließen und von Verformungen zu gesunden. Mit der Inkarnation des Glaubens in den Ablauf der Geschichte ergibt sich zwangsläufig ein Aufgeben von starren Positionen zugunsten eines mutigen Ringens um immer wieder neue Ausdrucksformen, die auf die Wirklichkeit des Transzendenten verweisen. Diese Formen müssen echt sein und aus dem ursprünglichen Glauben gesetzt werden – jedes billige Klischee, jede Fassade wird besonders im Bereich der Religion schnell als Lüge und Unwahrheit erkannt und erregt bei den Menschen Ärger und Skandal. Die sichtbaren Zeichen der Kirche – Klöster, Seminare, Sakralkunst, Gesänge, Zeremonien usw. – sind ein reales Spiegelbild des Glaubenslebens für die Welt. Es geht nicht an, Reformen auf den «spirituellen» Bereich beschränken zu wollen und die äußeren Ausdrucksformen (zum Beispiel Beibehaltung einer mittelalterlichen Klostertracht) zu verteidigen, ohne damit ein Zeugnis der eigenen Widersprüchlichkeit vor den Augen der scharfsichtigen Welt zu setzen, ohne zum Ärger zu werden, da man die Frohbotschaft in Zerrbildern kündigt und so vielen den Weg zum Heil versperrt.

Franz Richter

LOB DER TRIVIALLITERATUR (2)

20. Jahrhundert

Was unser Jahrhundert betrifft, sollen wenigstens drei der allerwichtigsten Faktoren erwähnt werden.

Nach dem Ersten Weltkrieg ersetzen die Illustrierten nach und nach die Familienzeitschriften in der Art der «Gartenlaube». Schon allein «Der Stern» und «Quick» haben Anfang 1961 zusammen eine Auflage von fast 2,6 Millionen. Auch jetzt spielt der Fortsetzungsroman eine ausschlaggebende Rolle. Meist sind es mehrere gleichzeitig, aber so verschoben, daß zum Beispiel der eine in der Mitte hält, wenn der andere endet. Laut «Spiegel» (16. Jg., 1962/8) stieg die Auflage des «Stern» durch den Abdruck von H. H. Kirsts Roman «Fabrik der Offiziere» um nahezu 100 000 Exemplare. Die Literaturindustrie läuft auf vollen Touren. Der Geschmack der Literaturkonsumenten wird durch Umfragen, durch Käufer- und Leseranalysen systematisch erforscht. 1957 gründete der Ungare Josef Ferenczy eine «Film-Presse-Agentur», abgekürzt FPA, welche etwa siebzig Romanautoren beschäftigt, davon mehr

als die Hälfte unter Exklusivvertrag. Diese Romanfabrik liefert über ein Drittel der zahlreichen Wochenschriften.

Eine außerordentliche Bedeutung für die Vermittlung von Belletristik an ein breites Publikum haben die sogenannten Buchgemeinschaften erlangt, etwa die «Deutsche Buchgemeinschaft» oder die «Büchergilde Gutenberg». Den größten Erfolg hatte der 1950 gegründete «Bertelsmann Lesering», der 1960 über 2,5 Millionen Mitglieder aufwies.

Nach einer statistischen Erhebung von 1956 waren etwas mehr als die Hälfte der Mitglieder Angestellte, Arbeiter und niedere Beamte, deren Monatseinkommen unter DM 500.— lag. Das besagt ökonomisch gesehen: die teilweise Schließung einer Marktlücke, literatursoziologisch: die Gewinnung neuer Leserschichten. Oder anders formuliert: bei Bertelsmann haben (Stichjahr 1955) 89% der Mitglieder Volksschulbildung oder die sogenannte Mittlere Reife, bei der Deutschen Buchgemeinschaft (Stichjahr 1960) sind es 72%. Das entspricht bei einer derart vorangetriebenen Industrialisierung des Literaturbetriebes, wo es auf die wirtschaftlich relevante Masse ankommt, durchaus den Erwartungen: die genannte Bildungsgruppe macht etwa 96% der Gesamtbevölkerung aus. Wenn jedes Mitglied lediglich die Anzahl der vertraglich vorgeschriebenen Bücher kauft, dann werden allein von den zehn wichtigsten deutschen Buch-

Erster Teil siehe Nr. 1 (15. Januar 1967), S. 9–11.

gemeinschaften jährlich zwischen zwanzig und dreißig Millionen Romane ausgegeben.

Das jüngste Charakteristikum der modernen Massenkultur bilden die nach dem Zweiten Weltkrieg in Mode gekommenen Taschenbücher. Ihre Vorbilder waren die englischen «Penguin-Books» und die amerikanischen «Pocket-Books». Auch hier haben wiederum technische Faktoren, wie das Kunstharz-Leimbindeverfahren, die Massenproduktion begünstigt. Rororo hat von 1950 bis 1960 ungefähr 37 Millionen Exemplare verkauft. Ende 1961 existieren im deutschen Sprachgebiet 58 solcher Taschenbuchreihen mit über 6400 Titeln und einer Gesamtauflage von über 256 Millionen. Seither wurden weitere Taschenbuchreihen und sogar spezielle Taschenbuchverlage (beispielsweise dtv) ins Leben gerufen. Natürlich wurde nicht nur schöne Literatur gedruckt. Der relative Anteil der Romane machte anfangs 95 % aus und ging 1957 auf unter 50 % zurück. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Gesamtproduktion enorm anstieg und neuerdings Dokumentar- und Sachbücher (historische, technische, handwerkliche, wissenschaftliche usw.) immer stärkerem Interesse begehren.

Überblickt man die hier skizzierte Geschichte der Trivilliteratur, kann man nicht umhin zuzugeben, daß ihre Entwicklung zu den erstaunlichsten und wohl auch folgenschwersten Phänomenen der deutschen Literatur überhaupt gehört.

Die heutige Lage

Die Situation des heutigen Literaturbetriebes macht sogar auf Fachleute einen unübersichtlichen, verwirrenden, ja geradezu chaotischen Eindruck, selbst wenn sie sich auf das relativ kleine Gebiet des Trivialromans beschränken (etwa ein Viertel der Gesamtproduktion). Die periodisch wiederkehrenden entrüsteten Proteste gegen den Strom minderwertiger Unterhaltungslektüre, der uns überschwemmt, haben allzu oft einen pharisäischen Klang und sind überdies, aufs Ganze gesehen, nicht nur nutzlos, sondern propagandistisch äußerst wirksam. Sie werden aus diesem Grunde mitunter direkt provoziert, wie die Skandale der Filmstars. Die Ursache hierfür liegt nicht allein in der uferlosen Produktion, die fast jede Vorstellungskraft übersteigt. Auch das Lesepublikum der modernen Industriegesellschaft ist eine amorphe, demokratisch-anonyme Masse, in der sich keinerlei soziologische Strukturen oder Gruppen abheben, die als Repräsentanten einer charakteristischen Geschmacksrichtung gelten könnten. Es besteht ein grundlegender Unterschied zwischen dem heutigen Autor, der keine Ahnung hat, wer sein Buch liest (nur die Zahl der Leser kann er aus der Auflageziffer abschätzen), und zum Beispiel dem mittelalterlichen Epiker, der für ein genau begrenztes höfisches Publikum schrieb. Schließlich ist die wissenschaftliche Erforschung der Trivilliteratur noch sehr jung und benötigt langwierige und mühevollere Vorarbeiten. Vor diesem undurchsichtigen Hintergrund möchten daher die folgenden Erwägungen zum gegenwärtigen Stand der Dinge «cum grano salis» verstanden werden.

Statistische Hinweise

Die demoskopischen Institute haben die Frage untersucht: Wer liest was? So unglaublich es scheinen mag, aber es stellte sich heraus, daß etwa ein Drittel der erwachsenen Bevölkerung überhaupt kein Buch besitzt. Was indes nicht heißt, daß die Befragten keines lesen. Als liebste Freizeitbeschäftigung oder Unterhaltung wird von etwa 30 % das Lesen angegeben. Und wiederum sind es zwei- bis dreimal mehr Frauen als Männer, welche Romane lesen. Relativ die meisten aller «Leser», nämlich 22 %, bevorzugen (neben der Zeitung!) Unterhaltungsromane. Kaum mehr als ein Prozent liest religiöse Schriften: vor acht bis neun Generationen war das Verhältnis gerade umgekehrt!

Von der untersten Stufe der infantilen Leserschichten wollen wir hier absehen. Dennoch ist es bemerkenswert, daß man die Jahresproduktion der sogenannten Fünf-Groschen-Heftchen auf 55 Millionen Stück schätzt (wesentlich mehr als die der «richtigen» Romane). Der 2. internationale Comic-Kongreß konstatiert, daß 165 Millionen Menschen in der Welt täglich (und fast ausschließlich) Comic-Strips verschlingen («Weltwoche» Nr. 1719, 21. Okt. 1966).

Die Statistik lehrt uns ferner, daß sich unter all diesen Romanen die künstlerisch wertvollen in einer verschwindenden Minderheit befinden. Dieses Verhältnis dürfte sich in den letzten zweihundert Jahren kaum wesentlich verschoben haben. Man sollte sich darüber klar sein, daß dies sozusagen einem Naturgesetz entspricht. Denn es verhält sich hier wie bei einer Pyramide: die Spitze ist stets ihr kleinster Teil, und von der halben Höhe bis zur Basis nimmt ihre Masse gewaltig zu.

Dreifache Funktion

Wenn man nun genauer danach fragt, warum so viele Romane gelesen werden, stößt man auf drei Funktionen, welche die Trivilliteratur im psychischen Haushalt der Leser ausübt.

► Die erste entspringt dem durchaus legitimen Bedürfnis der Menschen nach Unterhaltung, nach Abwechslung und Entspannung, nach Befriedigung ihrer Neugierde. Es ist offensichtlich, daß ein literarisch anspruchsvoller Roman dieser Aufgabe bei der breiten Lesermasse, denn um die handelt es sich ja, nur in den seltensten Fällen zu genügen vermag. Goethes «Werther» und Thomas Manns «Buddenbrooks» dürften als besonders deutliche Ausnahmen gelten. Man sollte indes die Unterhaltungs-Funktion des Trivialromans nicht zu gering veranschlagen. In der Tat ist nicht einzusehen, warum nicht auch diese Leserschichten ein ganz natürliches Recht darauf hätten, eine ihrem Niveau angepaßte Lektüre zu betreiben. Auf der anderen Seite finden bisweilen auch die sogenannten Gebildeten (zumal die Intellektuellen unter ihnen) ihr harmloses Vergnügen daran, Kriminalgeschichten, Wildwest- oder Science-Fiction-Romane zu lesen. Selbst Dostojewskij und noch Paul Claudel waren von Sue fasziniert; und Grillparzer, Heine, Uhland berichten von ihrer Begeisterung für die Gespenster- und Räuberromane ihrer Zeit.

► Eine zweite Funktion des Trivialromans beruht in der Aktualitätsbezogenheit, die er haben muß. Nicht daß er die Wirklichkeit widerspiegelt, wie sie tatsächlich ist, sondern so, wie sie in der Phantasie oder Vorstellung der Leser lebt. Nur dann kann sich der Leser mit dem Inhalt des Romans, was entscheidend ist, «identifizieren». Daher kommen zum Beispiel nach dem Ersten wie nach dem Zweiten Weltkrieg jeweils die Soldatenromane auf. Und die Heimatromane sind so lange «aktuell», als die Landflucht und Verstädterung anhalten und in den betreffenden Menschen die Sehnsucht nach dem Landleben und dem «Heimaboden» wach bleibt. Das kann Generationen dauern. Italien etwa braucht nicht dargestellt zu werden, wie es wirklich ist, sondern wie es der Leser imaginiert, der seine Vorstellungen aus Illustrierten, Ferienreisen, Reiseprospekten und Filmen nährt. Umgekehrt gibt es auch die «romanhafte Verklärung» von wissenschaftlich dokumentierten Sachberichten, in den historisch-biographischen Romanen von Stephan Zweig oder in dem berühmtesten Beispiel der jüngsten Zeit, in Cerns «Götter, Gräber und Gelehrte». In dieser Aktualitätsbezogenheit des Trivialromans liegt einer der Gründe dafür, weshalb so bedeutende und erfolgreiche Romanciers, wie zum Beispiel Wieland oder Jean Paul, «veralten» und mindestens zeitweise außer Mode geraten.

Religionsersatz

► Die dritte und vielleicht wichtigste Funktion der Trivilliteratur ist diejenige der Erhebung, der Erbauung im weitesten Sinn. Damit schließt sich der Kreis dieser Romangattung zurück zu ihrem Ursprung im 18. Jahrhundert, als sie die populäre religiöse Erbauungsliteratur ablöste. Häufig wird

nämlich in diesen Romanen – wie übrigens auch im Film – eine ideale Welt dargestellt, die den Leser über den grauen Alltag «erhebt». Dasselbe geschieht, mit umgekehrtem Vorzeichen, wenn schlechte Zustände kritisch verurteilt werden. Man erklärt dieses Bedürfnis der Lesermassen mit den Freud'schen Begriffen der Kompensation, der Evasion, der Sublimierung und erblickt darin die Erfüllung von offenen oder geheimen Wunsch- und Tagträumen, einen Illusionsersatz für das Unbehagen an der allzu gewöhnlichen Gegenwart.

Diese Erbauungstendenz zeigt sich auf die mannigfachste Art und Weise. Sämtliche Wildwest- und Kriminalromane enden in der Regel mit dem Sieg der Gerechtigkeit und der Bestrafung des Verbrechens. Das ist eigentlich selbstverständlich, aber eben deswegen symptomatisch. Walther Nutz charakterisiert den typischen Handlungsablauf des sogenannten Frauenromans folgendermaßen: «Die Hauptfigur in einem Frauenroman ist stets eine Frau, die eine Liebe erlebt, enttäuscht wird, allerlei Gefahren der Liebe zu bestehen hat, um dann endlich zu ihrem Happy-End zu kommen – dem Happy-End, das für den Frauenroman so wichtig ist, wie der Mord für den Kriminalroman.» Das passende Motto für derlei Romane wäre demnach etwa: die belohnte Geduld (Tugend!). Und ferner: «Erotik findet selten statt, sieht man vom ‚Küßchen in Ehren‘ ab»; sie wird im Gegenteil gerne pseudoreligiös ins Ewige, Göttliche hinein verklärt, wenn es beispielsweise in einem Roman Muschlers heißt: «Aus dir blüht mir die Erlösung» oder «Nicht brechen das heilige Band, das beide verknüpfte inmitten der webenden Allmacht». Dasselbe gilt auch für die amerikanischen Frauenromane «Vom Winde verweht» oder «Die Hüter des Hauses» («Weltwoche» Nr. 1712, 2. Sept. 1966). Ebenso stellt der Heimatroman seinen Lesern eine ideale Welt vor Augen, worin «Heimat» als Inbegriff der naturhaften, «heiligen» Ordnung gilt.

W. Langenbucher untersuchte zwei ganz verschiedenartige Trivialromane nach inhaltsanalytischen Gesichtspunkten: H. U. Horsters «Ein Student ging vorbei», 1959 in «Hör zu» veröffentlicht (vom selben Autor wurden dort von 1950 bis 1961 sieben (!) Romane gedruckt), und Hemingways «In einem anderen Land», ein Roman, der allein in der Bertelsmann-Lizenz Ausgabe fast eine Millionenaufgabe erreichte. In beiden Romanen, die stellvertretend für viele andere stehen, sind die am häufigsten vorkommenden Themen erstens Liebe (in glücklichen und unglücklichen Spielarten), zweitens Schönheit (der Natur, der Menschen, der Intérieurs usw.), drittens Reichtum (als Garantie oder Beweis für Sicherheit und Erfolg). Es liegt auf der Hand, daß diese drei Hauptthemen zwar keine religiösen Werte, so doch von jedermann anvisierte weltliche Ideale darstellen.

Wir haben diesen Punkt mit Absicht so ausführlich behandelt, um darzutun, daß der Funktion der (säkularisierten) Erhebung und Erbauung im Trivialroman eine gar nicht zu überschätzende Bedeutung zukommt. Die epische Fiktion verhilft dem Menschen zur Stillung der Sehnsucht aus seiner soziativen Befangenheit und individuellen Beschränkung heraus in eine diffus erahnte Universalität der Selbstentfaltung.

Trivalliteratur und Dichtung

Außer dem Trivialroman erfüllt nun aber auch jene Literatur, die man als Dichtung im engeren Sinn bezeichnet, ebenso die dreifache Funktion der Unterhaltung, der Aktualitätsbezogenheit und der Erbauung. Was die Dichtung von der Gebrauchsliteratur unterscheidet, ist der bewußte Wille zur Form, zur künstlerischen Gestaltung. Wolfgang Kayser beklagt in diesem Zusammenhang «ein allgemeines Interesse für die Literatur und eine allgemeine Stumpfheit gegenüber der Dichtung» in unserer Zeit. Überhaupt läßt sich im Gegensatz etwa zu Frankreich im deutschen Sprachgebiet eine Spaltung

oder Kluft zwischen Publikum und Autor, zwischen Trivalliteratur und Dichtung beobachten. Diese Trennung nahm ihren Ausgang in der Emanzipation des Dichters während der Romantik, die sich späterhin noch vertiefte und wohl auch mit dem modernen Spezialistentum zusammenhängt. Das Publikum ist weitgehend entmündigt, zum bloßen Konsumenten degradiert, der Dichter hingegen ist zum Fachmann einer weiteren Kreisen unverständlichen Geheimwissenschaft geworden. Man denke etwa an J. Joyce, R. Musil oder M. Walser, oder auch an das analoge und noch viel sprechendere Beispiel der modernen Malerei, die ganz und gar kein Massenartikel ist.

Dieser Zustand hat indes zur Folge, daß man sich in der Trivalliteratur fast ausschließlich um den Inhalt kümmert, in der Dichtung dagegen Stil- und Formprobleme gleichsam in den leeren Raum hinein verabsolutiert. Besonders augenfällig ist das in der modernen Lyrik, wo manchmal wie in einem linguistischen Laboratorium experimentiert wird (Montage-Technik). Die Geringschätzung der Trivalliteratur und der Esoterismus in der Dichtung entspringen gleicherweise einer humanistisch-idealistischen Haltung vieler Gebildeter, die snobistisch ungesund ist und die gesamte «literarische Atmosphäre» trübt. Wieland, Jean Paul, oder Balsac waren sich nicht zu gut dafür, unbeschwerte Unterhaltungslektüre zu produzieren und trotzdem einen guten Stil zu pflegen. Umgekehrt sind selbst Schiller, Heine und sogar Stifter (namentlich in manchen Liebesszenen) nicht frei von Banalitäten und geschmacklichen Entgleisungen. Wäre der ominöse Graben zwischen Unterhaltungsliteratur und Dichtung weniger tief, könnten sich beide gegenseitig mehr befruchten, was beiden überaus nützlich sein würde. So haben einige neuere Autoren bewährte Modelle der Trivalliteratur aufgegriffen und auf eine listig-geniale Weise veredelt. Gewisse Elemente des Kriminalromans erscheinen in den beiden Büchern von Robbe-Grillet «Der Augenzeuge» und «Ein Tag zu viel». Günter Graß verhilft in der «Blechtrummel» dem Abenteuer- oder Schelmenroman zu einer spektakulären Wiedergeburt. Manche Arbeiten Uwe Johnsons erinnern an das Sachbuch oder den Dokumentarbericht. Andererseits möchte es nichts schaden, wenn sich «von oben her» mehr Sprachkultur, Stil- und Formgefühl in der Gebrauchsliteratur ausbreiten würden. Die «Deutschen» könnten hierin von den Franzosen allerhand lernen!

Das heißt natürlich nicht, daß man nun auf ästhetische Kriterien und sittliche (nicht moralisierende!) Normen verzichten müßte. Aber sie sind stets kritisch zu überprüfen oder neu zu erarbeiten. Denn der literarische Geschmack ist wie die Mode zeitlich wandelbar und zumal in der heutigen internationalen Massengesellschaft gleichzeitig sehr verschiedenartig. Es gibt kaum etwas Tragikomischeres als die Unfähigkeit, die jede Generation von neuem an den Tag legt, ihren eigenen Geschmack als zeitgebunden anzuerkennen. Dieser Unfähigkeit entstammt der unausrottbare Anspruch auf allgemeine, womöglich absolute Geltung ästhetischer Werte. In einer Zeit, wo wir von raffinierten Werbemethoden umnebelt werden, den Literaturkritikern ausgeliefert sind und vom Glanz der Bestseller magisch verführt werden, ist der einzelne mehr denn je zur Formung einer kritischen Urteilsfähigkeit gezwungen. Goethes «Fehlurteile» über Wielands «Oberon» oder Kleists «Penthesilea» sind bekannt. Sie sind aber von seinem Standpunkt aus sehr wohl verständlich. Jeder hat nämlich nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, seine persönliche Vorliebe zu kultivieren und einen eigenen Geschmack auszubilden. Das bedeutet keineswegs die vogelfreie Willkür auf literarischem Gebiet, sondern im Gegenteil die unabdingbare Verantwortlichkeit jedes einzelnen. *Le style c'est l'homme*, sagt ein französisches Sprichwort. Und das achte Gebot verbietet nicht nur die Lüge, es fordert ebenso die Achtung vor dem Wort, dem hohen wie dem niederen.

Dr. Georg Bürke, Wien

Bücher

Ehe und Familie

Die Fragen um Ehe und Familie kommen nicht zur Ruhe. Zeichen der Unruhe sind nicht zuletzt die neuerscheinenden Bücher, die – mit mehr oder weniger Ernst, Kompetenz und Erfolg – den verschiedenen Fragen Antwort zu geben versuchen.

FRIEDRICH FREIHERR VON GAGERN'S EHELICHE PARTNERSCHAFT, Verlag Manz, München (Christiana-Verlag, Zürich) 1966, 396 Seiten, hat in der siebten, stark erweiterten Auflage bereits das 68. Tausend erreicht. Damit dürfte es wohl zurzeit das bekannteste und gediegenste Buch sein, das über «die Ehe als Lebens- und Geschlechtsgemeinschaft» in Wort und Bild unterrichtet. Zusammen mit Prof. Dr. Fritz Leist gibt von Gagern auch eine Buchreihe *Eheseminar in dieser Zeit* heraus. Im ersten Bändchen hat er selber DAS NEUE GESICHT DER EHE gezeichnet (Rex-Verlag, Luzern / München 1966, 102 Seiten). Auf weitem Weg kommt er von der Mündigkeit des Christen über den Wandel menschlichen Selbstverständnisses und moralischer Wertungen zum neuen Gesicht der Ehe. Schade, daß ein gewisses Ressentiment den Verfasser hindert, geschichtlich belastete Fragen unbefangen anzugehen.

Eine Ergänzung zu von Gagern ist EBERHARD SIEVERS, VOLLENDUNG EHELICHER LIEBE – Gesundes und krankes Geschlechtsleben, Wege zur Heilung. – Mit einem Beitrag «Ehe und Familie nach dem Konzil» von Dr. Jakob David SJ, Paulus-Verlag, Recklinghausen 1966, 206 Seiten. Im Bestreben, bereits genügend Dargestelltes nicht zu wiederholen, untersucht Dr. Sievers – im Verzicht auf eine Gesamtdarstellung – besonders wenig bekannte sexuelle Vorgänge. Derart rückt er – korrigierend – in die Nähe von van de Veldes «Vollkommene Ehe», der das «Technische» allzu sehr in die Mitte gerückt hatte. In der Abwehr des Irrtums, die «Technik» widerspreche notwendig der ehelichen Liebe, erklärt und deutet der Verfasser die sexuellen Vorgänge und Verhaltensweisen mit einer bislang auf katholischer Seite kaum je erreichten Offenheit. Nachteilig wirkt dagegen eine gewisse Unausgeglichenheit: darstellungsmäßig bleibt es oft bei lose zusammengehängten Einzelbemerkungen; inhaltlich werden technische Dinge oft zu sehr mit theologischen Gedanken verfreundet. Störte bei von Gagern die Gereiztheit, so hier ein gelegentliches frommes Pathos (vgl. S. 35). Gerade in diesen Fragen ist nüchterne, ungereizte Sachlichkeit Grundlage einer echten Auseinandersetzung.

Noch spezifischer ist eine bemerkenswerte Studie von FRANZ XAVER KAUFMANN, DIE EHE IN SOZIALANTHROPOLOGISCHER SICHT, erschienen in DAS NATURRECHT IM DISPUT, drei Vorträge beim Kongreß der deutschsprachigen Moraltheologen 1965 in Benzberg, herausgegeben und zur Diskussion gestellt von Prof. Dr. Franz Böckle (Patmos-Verlag, Düsseldorf 1966). F. X. Kaufmann geht aus von der Auffassung Gehlens, wonach der Mensch bereits biologisch ein auf gesellschaftliche Normierung angelegtes Wesen ist, und vergleicht die Normierung der Geschlechtsbeziehungen im interkulturellen Bereich. An den Fragen, die sich daraus ergeben, kann die katholische Moraltheologie weniger denn je achtlos vorübergehen.

Mit den Normen des ehelichen Lebens beschäftigt sich nicht nur die Kulturanthropologie, sondern auch und in besonderer Weise die nachkonziliare Kirche. Neben dem Problemkreis der konfessionellen Mischehe stehen vor allem die Fragen der Empfängnisregelung im Brennpunkt. Die sittliche Erlaubtheit der Geburtenregelung wird weiter intensiv diskutiert.

GEORG TEICHTWEIERS EHELICHES LEBEN HEUTE hat in diesem Jahr eine dritte, völlig neubearbeitete Auflage erlebt (Verlag Passavia, Passau 1966, 187 Seiten). Aus Pastoralkonferenzen erwachsen, überzeugen die Gedanken Teichtweiers über verantwortete Elternschaft wie über die Ehestandespredigt durch pastorale Besonnenheit und menschliche Anteilnahme.

Innert drei Monaten hat das Büchlein von JAKOB DAVID SJ, NEUE ASPEKTE DER KIRCHLICHEN EHELEHRE, die zweite Auflage erlebt (Verlag Gerhard Kaffke, Bergen-Enkheim bei Frankfurt a. M. 1966, 130 Seiten). Viele werden dankbar sein, die seit zehn Jahren publizierten Äußerungen des Verfassers überarbeitet, erweitert oder gekürzt als Gesamtbetrachtung zu erhalten. Die Schrift besticht durch Loyalität gegenüber dem kirchlichen Lehramt, pastorelle Umsicht, aber in beidem auch durch menschliche und wissenschaftliche Aufgeschlossenheit. Sie dürfte alles enthalten, was zu diesen schwierigen Fragen im Augenblick sagbar ist. – Wie dringlich diese Aussage empfunden wird, zeigt sich wohl auch darin, daß die erste Auflage in auffallend vielen amtlichen Kirchenblättern eine bemerkenswert günstige Aufnahme gefunden hat.

An der Möglichkeit solcher Aussagen hat im übrigen auch die neueste Äußerung des Papstes grundsätzlich nichts geändert. Zwar glaubte der

Papst nach reiflicher Überlegung nur die bisherige Lehre seiner Vorgänger mit der Würde und Sicherheit der «kirchenaamtlichen Lehre» auszeichnen zu dürfen. Indes wird durch eine solche Auszeichnung eine anderslautende Meinung, sofern durch die amtliche Äußerung nicht ausdrücklich als irrig hingestellt, nicht auch schon als Irrtum in die Schranken gewiesen. Es wird ihr nur das Recht abgesprochen, die Verbindlichkeit einer kirchlichen Lehre in Anspruch zu nehmen, und die Pflicht aufgebürdet, die gesamte Beweislast für die Richtigkeit der Auffassung selbst zu erbringen.

Diesen Beweisgang hat David angetreten. Er führt dazu, für die sittliche Normierung ehelichen Sexualverhaltens zwei Kriterien als unabdingbar, aber auch als hinreichend anzunehmen: den grundsätzlichen Willen zum Kind und die gegenseitige Rücksichtnahme, die bei der ehelichen Begegnung alles, aber auch nur das (als sittlich unerlaubt, weil unmenschlich) ausschließt, was sie als persönliche Liebesbegegnung verunmöglicht oder wesentlich beeinträchtigt.

Ob Davids Beweisgang in allem geglückt ist und ob ihn das kirchliche Lehramt überhaupt oder in dieser Form sich zu eigen machen wird, bleibt allerdings abzuwarten. Entscheidend ist, daß David eine Denkrichtung weist und eine wachsende Zahl verantwortungswilliger Christen (und in diesen eben auch schon die Kirche selbst) zu einer Überzeugung führt, bei der einzelne auf Grund ernsthafter Sachkenntnis, ehrlicher Beratung und derart informierter Gewissenhaftigkeit schon heute angekommen sein können.

Den Gewissensentscheid für ein entsprechendes praktisches Vorgehen würden solche Christen damit rechtfertigen, daß ihnen einerseits die Richtigkeit ihres Tuns aus inneren Gründen einsichtig sei, und daß andererseits als äusserer Grund ein ernsthafter Zweifel darüber bestehe, ob die diesbezüglichen kirchlichen Lehren in der bisherigen Form verpflichtenderweise weiterbeständen (dubium iuris). Ein gewissenhafter Moraltheologe, der weiß, daß ein Gesetz, über dessen verpflichtenden Charakter zufolge guter Gründe ernsthafte Zweifel bestehen, in der Tat nicht verpflichtet, könnte solchen Christen kaum Unrecht geben.

In der vom Schweizerischen Sozialen Seminar herausgegebenen Reihe «Sozial- und Wirtschaftskunde der Schweiz» hat Dr. Jakob David soeben auch einen Faszikel über «Familie und Familienpolitik in der Schweiz» veröffentlicht. Herausgeber: Schweizerisches Soziales Seminar, Auslieferung: Verlagsanstalt Buchdruckerei Konkordia, Winterthur 1966, 86 Seiten, broschiert. A. Z.

Eingesandte Schriften

BETZ OTTO: Die Welt meditieren. Texte für 1 Jahr. 208 S., kart. DM 9.80, Leinen DM 12.80. Verlag J. Pfeiffer, München 1966.

CAUSSADE JEAN-PIERRE DE: L'abandon à la Providence divine. 160 S. FB 60.—. Desclée de Brouwer, Bruges 1966.

CHRISTENTUM UND RELIGION. 4 Beiträge von Heinrich Kahlefeld, Ulrich Mann, Bernhard Welte, Claus Westermann. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1966. 106 S., kart. DM 7.50.

DUMOULIN HEINRICH: Östliche Meditation und christliche Mystik. Verlag Karl Albert, Freiburg i. Br./München 1966. 340 S., Oktav, Leinen DM 38.80.

GIERATHS GUNDOLF: Abgrund des Lichts. Texte deutscher Mystik. Sammlung: Licht vom Licht. Neue Folge, Band I. Benziger Verlag, Einsiedeln 1964. 264 S., Leinen Fr. 12.—.

GOBERT CHARLES SJ: La foi au Christ. Editions Prière et vie, Toulouse 1965. 120 S., brosch. FF 7.50.

HENRICI PEYER: Vom rechten Beten. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. 1965. 168 S., Linson DM 7.80.

HENRICI PETER: Die christliche Armut. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. 1966. 148 S., Linson DM 7.80.

HORATCZUK MICHAEL: Frontwechsel zum Guten. Die Unterscheidung der Geister. Herold-Verlag, Wien 1964. 232 S., gebunden DM 13.80.

KAMMERMEIER WILLIBALD: Fülle des Christseins. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. 1964. 272 S., Leinen DM 16.80.

KELLEY CLEMENT FRANCIS: Der Geist der Liebe. Thomas-Verlag, Zürich 1963. 306 S., Leinen.

KIRCHGÄSSNER ALFONS: Indizien. Geistliche Glosse. Fünfte Folge. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. 1966. 192 S., Paperback DM 9.80.

KIRCHGÄSSNER ALFONS: Städte – Inseln – Kontinente. Reisetagebücher 1931–1963. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M. 1964. 324 S., Leinen DM 17.80.

LEPPICH JOHANNES: Jeden Tag 365 mal im Jahr Christus hören und leben. Anregungen zur täglichen Schriftlesung. Herausgegeben von der Ak-

tion 365, Frankfurt a. M., Postfach 2867. Schweiz: Ochsner-Gilg, Hertensteinstr. 34, 6002 Luzern.

PFLÉGER KARL: Christlicher Aufschwung. Josef Knecht Verlag, Frankfurt a. M. 1963. 272 S., Leinen DM 13.80.

REETZ BENEDIKT: Guten Morgen! Ein Wort in den Tag. Herderbücherei 1964. Band 168, 128 S., DM 2.50.

SCHUTZ ROGER: Dynamique du provisoire. Les Presses de Taizé 1965. 184 S., brosch. FF 8.40.

Soeben in zweiter Auflage

Erste Urteile

«Ein außerordentlich schönes Buch, das in ganz seltener Weise den Habitus exakter Wissenschaften mit dem echter und kindhafter Frömmigkeit verbindet.»

Dr. Hans Urs von Balthasar, Basel

«Schon ein flüchtiger Durchblick des Buches hat mich davon überzeugt, daß Sie wesentliche Fragen in großen Horizonten behandeln.»

Philipp Etter, alt Bundesrat

«Schon der Einfall der Titelgebung ‚Die Ver-HERR-lichung Gottes‘ beweist die Inspiration vom wahren Lichte her.»

Dr. James Schwarzenbach, Zürich

«Ich habe das Buch in stillen Abendstunden gelesen, dankbar berührt vom Glaubenszeugnis eines Arztes, das sicher so manchen erreicht, den das Wort des Priesters nicht mehr trifft.»

Prof. Dr. J. Ratzinger, Universität Tübingen

«Ein erstes Überfliegen zeigt mir, daß Sie dem suchenden Menschen der Gegenwart, der von der Naturerkenntnis bestimmt ist, mit Ihrem Buch einen Weg zu Gott weisen und damit einen wertvollen Dienst leisten können.»

Julius Kardinal Döpfner,

Erzbischof von München und Freising

«Daß Sie die Ver-HERR-lichung Gottes so sehr hervorheben, begrüße ich außerordentlich, da wir heute m. E. zu sehr auf den Menschen eingestellt sind. Sie haben mit diesem Buch ein wirkliches Apostolat vollbracht.»

Dr. Rud. Graber, Bischof von Regensburg

«In der heutigen medizingläubigen Zeit hat das Wort eines Arztes doppelt Gewicht.»

Dr. Th. Bucher,

Direktor des Lehrerseminars Schwyz

«Zudem muß ich es ganz einfach bewundern, wie ein Arzt in seiner täglichen Praxis des Helfens und Dienens dazu kommt, eine solch umfassende, kosmische Weltanschauung zu entwickeln, in der sich Naturwissenschaft und Theologie gegenseitig aufs glücklichste durchdringen.»

Dr. P. Vogelsanger,

Pfarrer am Fraumünster, Zürich

Der Chefredaktor des Schweiz. Evang.

Presse-Dienstes, Dr. Paul Wieser:

«Es ist höchst erfreulich, daß Sie als Arzt den Versuch einer Synthese von Kosmologie und Theologie unternommen und so manche bedeutsamen Ergebnisse zum Anklingen gebracht haben. Besonders beglückt mich Ihre spürbare lebendige Bezogenheit zur Heiligen Schrift. Im demütigen Hinhorchen auf Gottes Wort kommt das Licht, das die Finsternis unserer Gottesferne durchbricht.»

Prof. Dr. Helmut Gollwitzer,

Freie Universität Berlin:

«Ich bin überzeugt, daß Ihre Schrift – gerade in dieser persönlichen Mischung von objektiver Darlegung und eigenem Bekenntnis – vielen Lesern hilfreich sein wird, die Mauern des Vorurteiles, die heute noch manchem Zeitgenossen die Unverträglichkeit von Wissen und Glauben suggerieren, zu durchstoßen ...»

E. B. HEIM

Die Ver-HERR-lichung Gottes

Dr. E. B. Heim

Die Ver-HERR-lichung Gottes

264 Seiten, Paperback, Fr. 9.80

CHRISTIANA-VERLAG

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

Redaktion und Administration (Abonnement und Inserate): Scheideggstraße 45, 8002 Zürich/Schweiz. Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

Bestellungen: bei der Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung»), Bankkto.-Nr. 12975). – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) – Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz – Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C. E. Suisse No 20/78611 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

Abonnementspreise:

a) Jahresabonnement: sFr. 15.—/DM 16.—/öS 90.—/bfr. 190.—/dän.Kr. 25.—/FF 18.—/Lire 2200.—/USA Dollar 4.—

b) Halbjahresabonnement: sFr. 8.—/DM 8.50/öS 50.—/bfr. 100.—/dän.Kr. 13.—/FF 10.—/Lire 1200.—

c) Gönnerabonnement: sFr. 20.—/DM 20.—/usw.

d) Studentenabonnement: jährlich wie Halbjahresabonnement (für alle Länder).

JOSEF RUDIN

Fanatismus

Eine psychologische Analyse

220 Seiten, mit 4 Seiten Abbildungen. Leinen Fr./DM 18.—
Walter-Verlag, Olten und Freiburg/Br.

Rudin untersucht zunächst die Erscheinungsbilder des Fanatismus, die Zustände der Erregung, Leidenschaft und Willenswut mit ihren Begleiterscheinungen. Dann werden die tieferen seelischen Hintergründe und treibenden Motive durchleuchtet. Besonders eindringlich sind die Erörterungen über die verschiedenen Formen der Werthaltung bei den Fanatikern im Bereich der Kunst, der Wissenschaft und Politik. Schließlich stellt sich die Frage nach der pathologischen Seite des Fanatismus: Geht es um hysterische Mechanismen, um schizoide oder zwangsneurotische Erlebens- und Gestaltungsformen?